

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 42

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

17. Fortsetzung

Im Umsehen ist der Tag der Abreise da — der erste graue, sonnenlose Tag dieses Sommers. Schon seit dem frühen Morgen ist Kaja mit dem Einpacken beschäftigt, sie ist nur noch Abreise und scheint darüber gar nicht zu bemerken, dass Ariel sich nach dem Frühstück heimlich aus dem Staub macht, um noch eine letzte, kurze Stunde für sich und den Geliebten herauszuschlagen.

Schon zum zweitenmal haben sie Arm in Arm die grüne Pinienwildnis der kleinen Landzunge durchwandert, die seit den allerersten Tagen ihrer Liebe ihr beinah täglicher Treffpunkt ist. Jetzt sitzen sie stumm aneinander gelehnt auf einem flachen Felsblock, auf dem sie sonst nach dem Schwimmen ihr Sonnenbad zu nehmen pflegten. Heute ist von der Sonne nichts zu sehen, ein schwerer, grauvioletter

Regenhimmel hängt über dem Meer, das donnernd gegen die Felsen schlägt und ab und zu eine kleine Gischfontäne in die Höhe schleudert, bis hinauf zu dem einsamen Liebespaar.

„Schade“, sagt Raffal nach einer langen Stille, „schade, dass du nicht wenigstens noch bis Ende der Woche bleiben kannst — bis die Maschinen kommen. Ich hätte sie dir so gern noch gezeigt.“

„Ich werde sie im Frühjahr sehen, Liebster“, tröstet sie ihn. „Ich tanze im März in Brüssel und Paris. Dann mache ich bestimmt einen Abstecher hier herunter, und wenn es nur für ein, zwei Tage ist.“

„Es ist lang bis zum März ...“

Sie drückt seine Hand an ihre Wange. „Aber dann kommt bald der Sommer. Und für den Sommer habe ich schon meinen festen Plan. Ich will meine Villa in Ronco herrichten lassen und dort mit dir meine Ferien verbringen. Drei volle Monate! Was meinst du?“

Ihr Blick sucht aufstrahlend den seinen, in dem sich ein wehmütiger Zweifel verrät. Und meine Arbeit, mein Laboratorium? denkt er im stillen. Und überhaupt, wer weiss, was in einem Jahr mit uns ist! Aber er spricht es nicht aus. Halb scherzhaft fragt er nur: „Und was machst du inzwischen mit Kaja?“

„Die schicken wir so lang zu den Eskimos oder sonst wohin. Das wird sich schon finden.“ Sie macht eine kleine skeptische Grimasse. „Wenn du dann überhaupt noch willst, heisst das. Wenn du mich bis dahin über deinen Apparaten und Experimenten und Omegastrahlen nicht längst schon vergessen hast.“

Er drückt mit stummer Leidenschaftlichkeit ihren Arm.

„Du bist keine Frau, die man vergessen kann — selbst wenn man es wollte“, sagt er leise, ohne sie anzusehen. Aber sie wiegt zweifelnd den Kopf.

„Wer weiss, ihr Erfinder seid unzuverlässige Leute. Denk' an Marlise, von der du selbst sagst, dass sie schon zu ihren Lebzeiten kaum noch für dich vorhanden war. Obwohl du sie auch aus Liebe nahmst.“

„Marlise ...“ Raffals Gesicht bekommt einen angestrengt grübelnden Ausdruck, als müsste er sich in der Erinnerung dieses Bild erst stückweise zusammensuchen.

Er schüttelt langsam den Kopf. „Das war etwas ganz anderes. Sie war der rührendste Mensch, der mir begegnet ist, ein Wunder an Geduld und Tapferkeit. Sie hatte diese stille Grossmut gewisser Frauen, sich selbst auszulöschen, sich klein und nebensächlich und zum Schatten zu machen, um dem geliebten Mann nur ja nicht im Weg zu sein. Ein sehr rührendes und sublimes Opfer. Und doch kommt es mir jetzt zuweilen vor, als wäre vielleicht alles leichter gegangen, wenn sie anders gewesen wäre.“

„Wie anders?“

„Mehr — wie soll ich mich ausdrücken? Mehr Weib — mehr Geliebte vielleicht — ich weiss nicht. Es ist vielleicht undankbar, dass ich das sage. Aber wir Männer sind nun einmal so geartet, dass uns die Nymphen und Zauberinnen tiefer beglücken“. Er hält einen Augenblick tiefatmend inne. Sein Blick streift mit verlorenem Lächeln über das Haar der Freundin. „Es ist mir erst zu Bewusstsein gekommen, seit ich dich kenne“, fährt er leiser fort. „Und manchmal denke ich, es ist vielleicht schade, dass ich dich nicht früher gefunden habe.“

Wir erinnern uns...

1941:

16. Oktober. In Moskau erklärt der Sprecher des Propagandaministeriums, Losowsky: „Wir wissen, dass die Deutschen Moskau niemals erobern werden.“ Die Stadt wird indessen zum Teil evakuiert. Die Kessel-schlachten zwischen Briansk und Wjasma scheinen Losowsky Lügen zu strafen.

18. Oktober. Odessa fällt in die Hand der Rumänen.

19. Oktober. In Vichy-Frankreich werden Blum, Daladier und Gamelin infolge des bisherigen Prozessverfahrens zu vorläufiger Festungshaft verurteilt.

1942:

15. Oktober. An der Schwarzmeerfront werden die Deutschen vor dem Hafen Tuapse endgültig gestoppt.

18. Oktober. In Stalingrad fällt das längst zur Ruine gewordene Traktorenwerk „Dzerschinsky“.

1943:

14. Oktober. Die italienische Regierung Badoglio erklärt Hitler den Krieg.

15. Oktober. Kiew steht vor dem Fall. Die Schlacht im Süden und Norden der Stadt hat den Höhepunkt erreicht.

16. Oktober. Die Russen erobern Saporoschje. Fast das ganze Ostufer des Dnjepr ist damit in ihrer Hand.

19. Oktober. Ueberschreitung des Dnjepr zwischen Kiew und Saporoschje auf breiter Front. Zangenansatz bei Kremenschug und Saporoschje.

1944:

14. Oktober. Es wird in der Schweiz von der Katastrophe auf dem Vierwaldstättersee berichtet, bei der 20 Personen einer Hochzeitsgesellschaft tragisch umkamen.

15. Oktober. In Griechenland räumen die Deutschen nach Korinth auch Athen.

19. Oktober. Nachdem in Deutschland die Räumung von Rovaniemi in Finnland am 18. und von Riga am 16. bekannt geworden, proklamiert Hitler den „Volkssturm“, womit er die deutsche Masse fest unter die Aufsicht der SS zu bekommen versucht.

„Dann hättest du wahrscheinlich viel weniger gearbeitet“, versucht sie zu scherzen. Aber er bleibt ganz ernst. „Mag sein“, meint er nachdenklich, „oder nur anders: leichter, ungehemmter vielleicht — mit mehr innerem Schwung. Wie ein Berauschter, dem urplötzlich in der Trunkenheit die Erleuchtung kommt, um die er sich nüchtern vergebens abgequält hat.“

„Es ist kein Zufall, dass ich gerade in diesen letzten Wochen auf eine neue Verbesserung meines Verfahrens gekommen bin, eine Idee, die mich schon seit Jahren beschäftigt und die ich schon so gut wie aufgegeben hatte, weil der Versuch mir immer wieder missglückte. Gestern abend, kurz nachdem wir uns trennten, habe ich plötzlich die Lösung gefunden. Ist das nicht wunderbar? Ach du —“ Er umschlingt sie mit plötzlicher Heftigkeit. „Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich jetzt erst angefangen zu leben ...“

Sie versinken in einem langen, glühenden Schweigen, zu dem das Meer seine rauschenden Akkorde spielt.

„Dann bereust du es also nicht, dich mit den ‚Nymphen und Zauberinnen‘ eingelassen zu haben?“ fragt sie mit einem dunklen Auflachen.

„Niemals! Auch wenn du plötzlich aus meinem Leben verschwändest und ich nie wieder etwas von dir hören würde — wie das bei Feen ja so zu gehen pflegt“, scherzt er mühsam.

„Nicht bei allen.“

„Bei den meisten. Sie sind offenbar nicht dazu da, um nur einen einzigen Sterblichen zu beglücken. Weh dem, der sich das einbildet.“

Er bemerkt plötzlich, dass es regnet. Der violette Wollkenvorhang ist noch tiefer gerutscht und hat vom Wind einen schmalen Riss bekommen, aus dem eine schweflige Helligkeit strömt. Eine grosse, schneeweisse Möve streicht kreischend über die Pinienwipfel und stürzt sich kopfüber ins Meer. Das leichte Wollkleid der Geliebten ist schon ganz nass. Raffal hilft ihr vom Boden auf.

„Komm schnell zum Wagen“, drängt er besorgt, „du erkältest dich sonst. Du hast ja nicht einmal einen Mantel an.“

„Ich konnte ihn nicht holen, er hängt in dem Zimmer, wo Kaja gerade beim Einpacken war. Da bin ich einfach so davongelaufen.“

„Wird sie denn überhaupt fahren bei diesem Wetter?“ meint er mit einem Anflug von Hoffnung in der Stimme. Aber Ariel weiss es besser.

„Sie wird — verlass dich darauf. Wenn Kaja etwas durchsetzen will, fährt sie mitten durch die Sintflut. Unsere Arche hält es schon aus ...“

Es regnet in Strömen, als der kleine Renault unweit des Caphotels hält, um Ariel abzusetzen. Und es ist gut, dass es so regnet. Man kann sich nicht aufhalten und nicht zurückwinken, man sieht auch kein Gesicht mehr und nichts hinter den regenblinden Scheiben. Man läuft nur und läuft mit gesenktem Kopf und macht grosse Sprünge, damit man uns Trockene kommt. Und es macht nichts, dass einem die Tränen übers Gesicht laufen, der dicke Portier merkt es nicht, er hält es für Regentropfen und lacht und sagt etwas von schlechtem Reisewetter.

Der Lift hat eine Panne gehabt und ist ausser Betrieb. Und auch das ist gut. Dann ist man nicht so schnell oben und kann erst rasch noch vor dem grossen Spiegel ein wenig Maske machen“, bevor man Kaja unter die Augen tritt ...

Oder nein — warum? Wozu die Komödie? Sie bleibt plötzlich stehen, und statt rechts in den Korridor einzubiegen, läuft sie weiter die Treppe hinauf bis in den dritten Stock, wo Yvo sein Zimmer hat. Gottlob, er ist da, sie hört

schon von weitem sein Geigenspiel. Ohne zu klopfen, tritt sie ein und lässt sich wortlos auf den grossen Diwan fallen, das Gesicht in den Kissen. Und als das Geigenspiel plötzlich erschrocken abreisst, hebt sie nur ganz wenig den Kopf und sagt erstickt:

„Spiel weiter, Yvo, und kümmere dich nicht um mich. Ich muss bloss mal ein bisschen weinen — und das kann ich nirgends so gut wie bei dir.“

12.

Der November ist einer der wenigen Monate, die sogar an der Riviera einigermassen trübselig sein können. Nicht gerade, als ob es schrecklich kalt wäre, aber es regnet

UNTER STERNEN

M. R. Allemann

Wie im Traum, aus weiten Fernen,
Klingt ein Lied an unser Ohr,
Und verlassen, unter Sternen,
Fühlt das Herz, was es verlor. . .

Was die Jugend sich eronnen,
Unter Sternen, hell und klar,
Hat das Leben uns genommen,
Ehe es Erfüllung war —

Wie im Traum, aus weiten Fernen,
Klingt ein Lied an unser Ohr,
Und verlassen, unter Sternen,
Sucht das Herz, was es verlor. . .

meistens in Strömen, so dicht und andauernd, wie es eben nötig ist, damit in den übrigen Monaten beinahe immer schönes Wetter sein kann und die Erde doch das durchschnittliche Jahresquantum an Regen erhält, das sich in weniger begünstigten Gegenden über das ganze Jahr verteilt. Die eleganten Leute sind um diese Zeit natürlich längst fort, in noch zuverlässigeren Sonnenländern wie etwa Aegypten, oder schon im Engadin zum Wintersport.

Die Hotels sind zum grössten Teil geschlossen oder mindestens gähnend leer. Bogadyn ist nächstens so gut wie allein in dem Riesenkasten des „Hotel de Paris“ und kommt sich vor, als ob er gezwungen wäre, einen Polarwinter in der Arktis zu verbringen. Und das alles nur, weil er sich nun einmal erboten hat, als Geschäftsführer des Konsortiums mindestens so lange hier zu bleiben, bis Bau und Installation von Raffals Versuchslaboratorium beendet sind. Denn natürlich kann man die kaufmännischen Verhandlungen mit dem Bauunternehmer, den Lieferanten usw. nicht diesem unpraktischen Erfinder überlassen, der so geschäftsunkundig ist wie ein kleines Kind.

Man kann nicht behaupten, dass Bogadyns Aufgabe übertriebene Ansprüche an seine Kraft und Zeit stellt, besonders im Verhältnis zu der recht anständigen Vergütung, die er dafür von dem Konsortium erhält. Aber wenn er, wie heute, allein in seinem Hotelzimmer sitzt und durch die nassen Scheiben auf den Casinoplatz hinunterschaut, der im sinkenden Licht des frühen Nachmittags wie eine verregnete Operndekoration wirkt, so sinkt seine Laune fast unter Null und lässt sich selbst durch fleissigen Gebrauch der Flasche Henessy, die in Reichweite vor ihm

Jorellenstube

Herrengasse 25 (Casino)

steht, nicht wesentlich heben. Er ist so in Gedanken versunken, dass er nicht einmal daran denkt, Licht zu machen, und als ihn plötzlich das diskrete Läuten des Zimmer-telephons aufschreckt, muss er erst im Dunkeln umhertappen, um Licht zu machen und zum Apparat zu kommen.

Kaum, dass er den Hörer abgenommen und sich gemeldet hat, verdüstert seine Miene sich noch mehr. Er kennt diese frech-servile Stimme nur zu gut, die sich da zur Einleitung in ein paar öligen Höflichkeitsphrasen ergeht, um dann ziemlich übergangslos mit der Bemerkung zu schliessen, dass heute, wie der Herr Graf ja natürlich wüsste, der acht-undzwanzigste wäre ...

„Danke, ich habe selber einen Kalender“, antwortet Bogadyn in gereiztem Ton, worauf ihm von der anderen Seite ein höchst untertäniges Lachen antwortet, als sei das ein fabelhafter Witz. Und dann sprudelt die Stimme gleich noch einen ganzen Schwall von Sätzen in sein Ohr:

„Nie gezweifelt, dass Herr Graf sich erinnern — nur zur Vermeidung von Missverständnissen noch einmal aufmerksam machen wollen ... Darf mir also erlauben, das kleine Papier am dreissigsten zu präsentieren — wie üblich auf der „Société Générale“ also, mit der Herr Graf doch wohl

noch immer arbeiten — nicht? Bitte die Störung zu entschuldigen — wenn Herr Graf wieder einmal — — —“

Aber Bogadyn hört sich das nicht bis zum Schluss an, sondern bricht mit einer kurzen Verabschiedung die Verbindung ab.

Was für eine Unverschämtheit von diesem verdammten Idioten, ihn eigens anzurufen. Als ob irgendein Zweifel darüber bestehen könnte, dass der Wechsel über 105 000 Francs, den Bogadyn vor drei Monaten ausgestellt hat, pünktlich eingelöst wird ...! Wenn schon so ein kleiner Nizzaer Winkelbankier, ein ganz gewöhnlicher Wucherer und Halsabschneider, wie dieser Revelly, sich solche vorlauten Anfragen erlaubt, statt sich geehrt zu fühlen, dass ein Mann wie Bogadyn einmal gelegentlich in der Eile seine Dienste in Anspruch genommen hat ...

Man konnte damals im September nicht gerade wählerisch sein. Unmöglich, einem Mann wie ten Leert zu gestehen, dass die Bareinzahlung einer Beteiligungssumme von lumpigen 100 000 Francs dem Grafen Bogadyn irgendwelche Schwierigkeiten bereiten könnte. Es war ja sowieso die reinste Gefälligkeit von ten Leert, ihn in dieses Geschäft mit Raffal mitzunehmen, das aller Wahrscheinlichkeit nach ein geradezu glänzendes Geschäft werden musste. Und da blieb eben im Moment nichts anderes übrig, als sich an diesen dreckigen kleinen Revelly zu wenden, der einem ohne allzu viel zu fragen, gegen entsprechend unverschämte Zinsen, das Geld von heute auf morgen beschaffte.

An das Datum erinnern! Als ob Bogadyn nicht schon seit mindestens 8 Tagen so ziemlich keinen andern Gedanken hätte, als dieses verfluchte Datum. Seit acht Tagen, seitdem der grosse Coup mit den Kali-Kuxen daneben ging, auf den er so sicher gerechnet hatte. Und dazu noch das ständige Pech im Bac! Gross kann man sowieso nicht gewinnen mit den Schneidern, die jetzt noch im Casino herumsitzen, aber verlieren kann man auf die Dauer doch eine ganze Menge ...

Bogadyn kramt einen Stoss von Papieren aus einem Schubfach seines Schrankkoffers heraus und setzt sich damit vor den lächerlichen Puppenschreibtisch am Fenster, um wieder einmal eine Art von Rohbilanz aufzustellen, obwohl das wenig erfreuliche Resultat dieser Beschäftigung sowieso von vornherein ziemlich unzweifelhaft erscheint. Er weiss, er ist ein ruinierter Mann, und wenn es die anderen noch nicht wissen oder doch wenigstens nicht laut ausposaunen, so ist das nur seiner besonderen Geschicklichkeit zuzuschreiben, mit der er noch immer den Schein eines längst vergangenen Glanzes und damit den Rest seines Kredites aufrechtzuerhalten weiss, immer in der Hoffnung auf irgendeinen grossen Schlag, der ihn plötzlich wieder flott machen könnte. Irgendein meinethalben etwas phantastisches Geschäft, wie eben diese Sache mit dem Goldmacher. Wenn das gelingt, ist man überm Berg. Eine derartige Chance darf man sich nicht verderben. Dieser Revelly ist ein gefährlicher Bursche, nicht daran zu denken, dass er prolongiert. Und man könnte es ihm nicht einmal vorschlagen, ohne sich ihm auszuliefern. Der Wechsel muss eingelöst werden und er wird eingelöst werden. Schlimmstenfalls — Bogadyn steht auf und giesst sich ein neues Glas Kognak ein, das er mit einem Zug hinunterschüttet, als ob er sich Mut antrinken wollte für diesen Gedanken, den er bisher immer noch von sich weggeschoben hat — schlimmstenfalls wird man eben die 100 000 Francs da hernehmen, wo man sie eingezahlt hat — vom Konto des Konsortiums. Nichts einfacher, man hat ja Zeichnungsvollmacht. Ganz lächerlich, sich da grosse Bedenken zu machen! Bis es mal soweit ist, dass er über dieses Konto Rechnung ablegen muss, wird er die 100 000 Francs längst wieder eingezahlt haben. Die Bauleute können ruhig noch ein bisschen warten. Er hat schliesslich immer noch ein paar Eisen im Feuer.

(Fortsetzung folgt)

Erinnerungen an der Jugendzeit

Es passiert eim öppe-n-im Alter, dass me wäge mene Widerseh, un es anders Mal wäge re Zytigsnottiz i d'Jugendzeit versetzt wird. So isch es mer grad chürz-lech passiert. Plötzlech gseh-n-i mi als achtjähriigs Meitschi ds Bärn i dr undere Stadt zu mene Huusgang usecho, wo grad e Herr d'Loube-n-uf chunnt. Ig nime ne Alouf, gumpen an ihm ufe, schlah d'Arme um sy Hals u gibe-n-ihm uf jedi Backe es Müntschi. Dä Herr stellt mi süferli abe u fragt mi wie-n-ig heissi. «Eh aber Vetter, i bi doch ds Lydy. D'Mama het geschter ds Mittag gseit, Dir chömet am Abe ga Bärn u hüt tütje d'Nationalratssitzige-n-afa.» Druf fragt er mi, wo-n-ig wohni, un uf my Antwort, z'oberst a der Gass, seit er, da heige mer grad der glych Wäg, git mer d'Hand u louft mit mer d'Loube-n-uf. Du het er mer gseit, er wohni ds Bärn u fragt mi, wo de dä Vetter wohni. Es isch mer eifach nid ineg'gange, dass är nid my Vetter söll sy u säge, i sygi doch scho zwöi Mal bi-n-ihm im Schloss ds Courtelary, wo-n-är als Regierungsstatthalter gwürkt het, i de Ferie gsi. Wo mir zu üsem Huus chöme, chunnt d'Mama grad i d'Loube. A ihrem erstuunte Gsicht ha-n-i gmerkt, dass ig allwäg doch öppis lätz gmacht heigi. Dä Herr het ere verzellt, was i gleischtet ha u derzue guetmüetig glachet. Druuf het si sech gar etschuldiget u gseit, er sölli doch ja nüt für unguet ha. Wo si du no byfüegt: «Adiö Herr Bundesrat», isch ds Erschrecke a mir gsi. Wo-n-ig na-n-es paar Tage us der Schuel bi heicho, het mer d'Mama gseit, der Herr Bundesrat Schenk, das isch nämlech dä Herr gsi, sygi re cho säge, er heigi im Nationalratssaal dä Vetter gsuecht, däm är na'r Asicht vo ihrem Chind so glyche söll; er heig ne gly gfunde u müessi säge, er begryfi, dass es sech trumpiert heigi. No mängs Mal ha-n-i ne, bald da, bald dert i der Stadt begägnat, u jedesmal het er mer fründlech d'Hand anegstreckt un es paar Wort mit mer gwächslet. Gägem Früehlig einenünzg ha-n-i ne ds letschte Mal troffe. Er het mer alles Guete grünscht für ds bevorstehende Lehrerinneexame u Glück uf my ferner Läbeswäg. Zu mym grosse Beduure ha-n-ig vier Jahr später i de Summerferie, wo-n-ig nid ds Bärn zuebracht ha, i der Zytig gläse, dass dä fründlech u beliebt Herr Bundesrat Schenk gestorbe syg. Zyläbes ha-n-ig ne i guetem Adänke bhalte.

L. Mühlberg-Rohr.